

Auf dem Pferderücken von Ortenstein nach Bergamo

Autor(en): **Wanner, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1993)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurt Wanner

Auf dem Pferderücken von Ortenstein nach Bergamo

Die nachfolgenden Zeilen sind einem 36seitigen Faksimile-Druck mit dem Titel «Eine Reise im Sattel» entnommen, wobei weder über den Verfasser bzw. die Verfasserin noch über das Druckjahr näheres zu erfahren ist. Der einzige bibliographische Hinweis ist jener auf die Druckerei: Manatschal Ebner & Cie., Chur & St. Moritz.

Die Mitglieder der «Reisegesellschaft», die im Frühjahr 1892 von Ortenstein nach Bergamo ritten, werden nicht namentlich aufgeführt, bei der jungen Amazone handelt es sich aber um Meta von Juvalta (1865–1929), die Tochter des Architekten und Historikers Wolfgang von Juvalt, der 1860 das Schloss Ortenstein erworben hatte. Meta, die zur letzten Vertreterin ihrer Familie wurde, verheiratete sich ein Jahr nach der Italien-Reise mit Eduard von Tschärner, einem nachmaligen Oberstleutnant der Kavallerie, wodurch Ortenstein – bis auf den heutigen Tag – in den Besitz dieser Familie gelangte. Mit von der Partie war Metas jüngerer Bruder Hans Conradin, der bereits 1900 im Alter von nur 32 Jahren verstarb.¹



Abb. 1:
Umschlagblatt
des Berichts einer
Reise von Orten-
stein nach Berga-
mo.

Über die Alpen nach dem gelobten Italien reiten

«Am Nachmittag des 14. Mai 1892 verliess eine für die Verhältnisse des 19. Jahrhunderts merkwürdige Reisegesellschaft den Hof des Schlosses O. in Graubünden. Auf einem heiter in die Welt blickenden

den, eleganten Rappen ritt eine junge Dame, die vornehme Figur in die gutkleidende Amazone gehüllt. Ihr zur Seite umspannte mit leichtgebogenen Leinen der Reiterin höchsteigener Vetter den etwas allzu breiten Rücken eines norddeutschen Schlachtenhengstes. Es folgte auf einer breitbeinigen Ungarstute der Amazone jugendlicher Bruder, einige Dutzend Cigarren und eine geschwollene Wange als Handgepäck mit sich führend. Den Schluss bildete ein leichter Wagen mit den nötigsten Effekten für Mann und Pferd, gelenkt von Andrea, des Hauses bewährtem Diener.



Abb. 2:
Schloss Orten-
stein.
Federzeichnung
von Christian
Conradin.

Was hatte diese Kavalkade im Sinn? Nichts Geringeres, als allen Eisenbahnen und Posten zum Trotz im Sattel über die Alpen nach dem gelobten Land Italien zu reiten.

Bei gutem Humor und brennender Sonne, so erzählt einer der Mitreisenden, durchritten wir das schöne Domleschgertal, um bald in den Schyn einzubiegen, jedem Strauche dankbar, der uns Schatten spendete. Der Hitze wegen konnten wir die schöne Natur nicht genügend würdigen; weitere Auskunft erteilt übrigens Bädeker. Da, wo Albulä und Julia sich verbinden, um gemeinschaftlich dem jungen Rheine zuzueilen, verbanden sich auch unsere Gedanken zur Erholung eines erfrischenden Tropfens, der aber nur teilweise den erwünschten Erfolg hatte.

Mittels eines Zahnstochers die Distanzen ausgemessen

Rüstig schritten die erfrischten Pferde wieder aus, es galt den mitten im Oberhalbsteintale gelegenen Flecken Savognino zu erreichen, als erstes Tagesziel. Da Pferde und Reiter der knurrende Magen zur Eile antrieb, war das als Sitz des berühmten Malers Segantini und eines noch berühmteren Veltlinerweines bekannte Dorf bald in Sicht.²

Dank der Vorsehung, die hier ein ausgezeichnetes Hotel hingestellt hat, waren wir bald gut geborgen. Nachdem wir unsern Hunger zu allgemeiner Zufriedenheit gestillt und uns an den Klängen eines Wienerwalzers erfreut hatten, den dieselben weiblichen Hände dem

Klavier entlockten, die vorher energisch Zügel und Peitsche gehalten, machten wir unsern vierfüssigen Reisebegleitern eine Visite und verliessen dieselben mit etwas Stallduft versehen.

Noch hielten wir Rat über die folgende Tagestour, wie, warum und ob man über den schneebedeckten Julierpass komme. Was einem Menschliches in die Hände lief, wurde über seine diesbezügliche Meinung befragt, um es dann schliesslich doch anders zu machen. Mittels eines Zahnstochers wurden auf der Karte die zu überwindenden Kilometer und Wirtshäuser ausgemessen, und schliesslich kam man überein, dass man am Morgen aufbrechen könnte, falls keinem im Schlafe etwas Gescheiteres einfalle.

Am folgenden Morgen weckte uns die liebe Sonne, und da keiner opponierte, wurde um die festgesetzte Zeit, mit gut gefülltem Magen und einer Cognacflasche abgerückt – aber schon in Mühlen musste leider wieder nachgefüllt werden, um für den Julierpass auszuhalten. Auch wurde des Pollux Zwillingschwester Kastor ausgespannt und für die Bergstrasse durch einen kräftigen Postgaul ersetzt. Der arme Tropf hatte sich erkältet und durfte nun, gut eingewickelt, frei und ledig über den Berg spazieren; es war ihm aber auch zu gönnen, da ihm die schwerste Aufgabe zuteil geworden.

Der Weg war noch nicht fürs Rad offen

Ein halbe Stunde oberhalb Mühlen zeigten sich bereits einige Schnee-Reste. Die Strasse durch das Dorf Stalla [Bivio] glich einem Bergbach, indem das Schneewasser es für angezeigt fand, diesen bequemen Weg zu wählen. Die Strasse war vor uns hin durch Menschenhand in den Schnee geschnitten, immer höher türmten sich zu beiden Seiten die weissen Mauern und von oben herab brannte die Sonne so sehr, dass wir die Augen mit Schleiern schützen mussten, um nicht schneblind zu werden. Bereits zeigte die Fahrbahn selbst eine Schneekruste, was den Pferden das Gehen sehr erschwerte.

Schon winkte das Hospiz in geringer Entfernung, aber es erweckte in uns keine Freude. Resigniert mussten wir der warmgelaufenen Pferde wegen weiterziehen, Trost in einem Schlucke Cognac suchend. Da, kaum fünf Minuten vom Hospiz entfernt, stiessen wir auf ein ganzes Bataillon sonnenverbrannter Italiener, mit grünen Brillen und Schneeschaufeln bewaffnet; sie waren mit dem Ausschneiden des Weges beschäftigt. Dort stand ein Postwagen als Warnungszeichen: «Bis hierher und nicht weiter», denn von hier an war der Schnee auf der Strasse ebenso hoch als zu beiden Seiten. Nur zwei Kilometer weit war der Weg noch nicht fürs Rad offen; in zwei Tagen wäre die Strasse frei gewesen.

Von Reiten war natürlich keine Rede mehr. Wir mussten uns be-

quemen in den kleinen Wagen zu sitzen, den das Postpferd nun durch den meterhohen Schnee ziehen sollte. Die Pferde wurden von einer Compagnie Wegmacher unter dem Kommando von Andrea geführt. Einige leichte Schneebäder ausgenommen kamen dieselben gut durch. Eine etwas bewegte Fahrt hatten unterdessen wir im Wagen. Natürlich sanken die schmalen Räder oft über die Achsen in den weichen Schnee, einmal links, dann wieder rechts, mehrmals musste der Wagen von Männern gehalten werden, um nicht umzustürzen, das schneegewohnte Pferd riss und zog, was es konnte. Komisch war es zu sehen, wie wir uns Mühe gaben, das Gleichgewicht herzustellen!

So passierten wir die beiden Säulen, die einst Cäsar auf die Höhe des Juliers gesetzt haben soll; bald nachher hatten auch wir das Hindernis besiegt. Einige neben die Strasse gelegte Schlitten zeigten uns an, von wo der Wagen wieder gebraucht werden konnte. Die Hilfsmannschaft wurde mit Geld und guten Worten entlassen, das Postpferd ausgespannt, und wir bestiegen wieder unsere Renner. Bald sahen wir die zugefrorenen Seen des Engadins zu unseren Füßen; die Aussicht war grossartig, besonders als wir in mächtigen Lettern den Namen unseres Nachtquartiers auf einer von der Sonne beschienenen Hauswand erkennen konnten.

Leider erlaubte uns die Zeit nicht, von Silvaplana aus einen Abstecher nach dem fünf Kilometer entfernten grossen Badeorte St. Moritz zu machen, um uns diesen Rendezvousplatz der vornehmen Welt in seinem Winterschlaf anzusehen. Dagegen erhielten wir den Besuch eines bekannten Baumeisters, der sich aber an diesem Abend in unbekannte Regionen verirrt, da er allzusehr geholfen hatte, einen Becher im Freundeskreis einzuweihen. In der frischen Bergluft schliefen wir herrlich.

In Maloja – auf der Avenue Marie-Antoinette

Der Morgen brachte uns eine anstrengende Tour; Chiavenna sollte erreicht werden. Schon um neun Uhr ertönten die Hufe der dahineilenden Pferde auf der harten Landstrasse, die sich längs des Silsersees nach dem Malojapass hinzieht. Da frisch beküest war, klemmten sich oft Steine in die Hufe der Pferde. Das Herausnehmen derselben hinderte am Weiterkommen und gab Anlass zu kräftigen Ausdrücken. Vorbei an dem reizenden Dorfe Sils-Baselgia gelangten wir auf die Höhe des Maloja. Das in riesenhaften Dimensionen vor einigen Jahren gebaute Hotel nahm sich mit seinen mit Papier verklebten Fenstern recht wunderlich aus.³ Zu beiden Seiten der Strasse waren wieder hohe Schneemauern. Einige reizende in Holz erbaute Villas und eine Masse Baracken bildeten hier ein kleines Dorf. Hie und da ragte ein Wegweiser mit einem schönen Namen aus dem Schnee, wie «Avenue

Marie-Antoinette»; ob die Pariser sich nicht über dieser «Avenue» erstaunt hätten? Hoch oben auf einem Felsenkopf steht das in einem etwas merkwürdigen Stil erbaute Schloss des Grafen Renesse, des Gönners und Förderers des Kurortes. Leider erlaubten es die bald leeren Kassen des Grafen nicht mehr, das Schloss einzurichten, und so blieb es, um seinen Erbauer nicht zu überholen, auch leer, sich tröstend mit der Aussicht auf das prächtige Bergell und eine bessere Zukunft.



Abb. 3:
Ruine Castelmur
und Kirche Nossa
Donna.
Federzeichnung
von Christian
Conradin.

Von hier wendet sich die ungemein steile Strasse in 22 Kehren nach der Talsohle. Vergnügt stiegen wir ab, um diese Strecke zu Fuss zurückzulegen, singend und pfeifend und unsere Pferde am Zügel führend, langten wir an der Quelle der Maira an. Längs des Ufers dieses Flusses zieht sich die Strasse wenig fallend hinunter gegen die Tore Italiens. Sie führt mitten durch die bedeutenderen Bergeller Dörfer, indem sie sich in deren Häuserreihen allerdings ziemlich verengt. Durch eine Felsenpforte, auf deren Kopf die Ruinen des alten Schlosses Castelmuro sich erheben, gelangten wir in das untere Bergell, und zwar direkt nach Promontogno. Stolz erhebt sich hier das grosse Hotel Bregaglia; wir waren froh, uns nach 5stündigem Ritt etwas auszuruhen und zu stärken. Das als Übergangsstation zwischen den italienischen Seen und dem Engadin errichtete Hotel stand trotz der vorgerückten Jahreszeit noch bedenklich leer, dagegen befriedigte es voll und ganz unsere Ansprüche.

Am Morgen Schnee, am Abend Feigenbäume

Der Besitzer der immer noch geschwellenen Wange musste seinen Magen mittels Pfefferminzgeist wieder verdauungsfähig machen, da er sich die letzten Tage das Essen abgewöhnt hatte wegen Unbrauchbarkeit der Kauwerkzeuge. Der Garten vor dem Hause stand in voller Blüte: Am Morgen noch in der Schneeregion sollten wir am Abend unter Feigenbäumen wandeln! Von Promontogno führt die Strasse durch einen Kastanienwald nach der Grenze, links Bondo mit einem prachtvollen Palazzo der Familie Salis, rechts auf sonnigem Abhang das Dorf Soglio, der Stammsitz dieser Familie. Hart an der Grenze liegt Castasegna, noch auf Schweizergebiet.

Da die Zollabfertigung einige Zeit in Anspruch nahm, indem wir für unsere Pferde eine gewisse Summe hinterlegen mussten, hatten wir Musse, die italienischen Doganieri näher zu betrachten. Ausser grossen Füssen und langen Schnurrbärten ist übrigens nichts zu erwähnen. Auf italienischem Boden, aber auch bei italienischer Hitze zogen wir talabwärts.

Gleich zu Anfang sollten wir Bekanntschaft mit einem Gewitter in diesen Zonen machen. Der Himmel verdüsterte sich zusehends, schon fielen Tropfen, die uns zwangen, unsern Reitkragen umzuschlagen und die Kapuzen heraufzuziehen. So mögen ungefähr die Banditi ausgesehen haben, wenn sie in den Crotti, einer Art Felsenkeller, auf die armen Stranieri gelauert. Trotz der wenig Vertrauen erweckenden Erscheinung liess man uns unbehelligt ziehen, selbst einige des Weges kommende Carabinieri hatten nicht den Mut, uns entgegenzutreten.

Das Wetter zwang uns zu grösster Eile. So ritten wir hinweg über den historischen Boden, wo der alte Ort Pluro verschüttet liegt, ohne besondere Gefühle, selbst die italienischen Weinlauben, die schon ganz mit Grün bedeckt waren, verschwanden rasch hinter unsern Kapuzen, nur das melodische Geläute verschiedener Kirchen erreichte die verhüllten Ohren. Noch eine Viertelstunde, und wir ritten über eine uralte Steinbrücke in Chiavenna ein. Es war höchste Zeit, denn kaum waren wir unter Dach, so brach auch das Gewitter mit solcher Macht los, dass kein Mantel der Welt Schutz zu leisten vermocht hätte. Von den Fenstern des massiv gebauten Hotel Conradi aus war die Naturerscheinung grossartig, besonders wenn zuweilen der Blitz die altersgrauen Ruinen der gegenüber am Hauptplatz liegenden Burg Sallis beleuchtete. Nach der allgemeinen Fütterung erlaubte uns das Wetter, noch einen Spaziergang zu machen.

Unter einer Kastanienallee wandelten wir im Stockfinstern dahin, nicht die Hand vor den Augen sehend, nur von Zeit zu Zeit erhellte ein Wetterleuchten die mächtigen Baumkronen, zu unserer Linken reihte sich ein matterleuchtetes Grotto an das andere. Den Abend brachten wir im Hotel zu, mit mathematisch genauen Ausmessungen auf verschiedenen Karten Oberitaliens beschäftigt. Da die folgende Tagesroute nie stimmen wollte und der Eiergrog ausgetrunken war, suchten wir nur halb befriedigt unser Lager auf. Am frühen Morgen besichtigten wir dann das Städtchen: der wohl einst wichtigste Punkt Oberitaliens ist jetzt ein schmutziges italienisches Nest. Eine Compagnie Alpini ist hier im Sommer garnisoniert. Als Endpunkt der Eisenbahn mag der Ort noch eine Bedeutung haben, sonst ist sein Ruhm wohl verblichen.

Seidenbäume, saure Wiesen, schmutzige Bauernhöfe

Um neun Uhr verliessen wir, die Hauptstrasse benutzend, eng aneinander gedrängt, um keine Häuser mitzunehmen, durch die Porta San Pietro Chiavenna, den Schlüssel zu den Alpen, und wandten uns dem Comersee zu. Von hier bis Colico ist die eintönigste Gegend, die man sich denken kann. Ein Seidenbaum reiht sich an den andern, hie und da weidete eine magere Stute mit ihrem Füllen in einer sauern Wiese, einige schmutzige Bauernhöfe beleben notdürftig die langweilige Landschaft. Wir kreuzten die Eisenbahnlinie nach dem Veltlin mehrere Male, bis wir endlich am Ufer des Comersees anlangten. Hier erheben sich auf einem Hügel die romantischen Überreste der einst stolzen Burg Fuentes. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten Colico erreicht.

Eigentlich sollte ohne Aufenthalt weiter geritten werden, aber ein drohendes Gewitter zwang hier unterzuschlüpfen. In einer italienischen Osteria, die den stolzen Namen «Hôtel» trug, stiegen wir ab. Ein halbes Bataillon Knaben und Männer bot uns seine Dienste an, und bereits schnallten hundert schmierige Hände am Zaumzeug der Pferde. Endlich gelang es, die Leute wegzutreiben und die Pferde in eine Art Stall von italienischer Sauberkeit unterzubringen. Der Nebenraum diente als Zoccolifabrik primitivster Sorte. Drei Arbeiter waren damit beschäftigt Pappelholzklotze zu diesem plumpen, doch am Fusse der Italienierin so graziösen südlichen Holzpantoffel umzuwandeln. Als Werkzeug benutzten sie eine Art Axt, eins, zwei, drei, und der fertige Zoccoli flog zu seinen Kameraden, um sich dort mit einem Zwilling Bruder zu verbinden. Tausende lagen schon auf einem Speicher aufgestapelt. In der Osteria hob ein speziell guter vino del paese, Grignolino genannt, unsere Stimmung. Nach eingenommener Mahlzeit ergötzen wir uns an den komischen Grimassen eines katholischen Pfarrers, der mit seiner Schwester einer Cognacflasche eifrig zusprach. Vor der Türe hielt ein betrunkenener Doganiere Ehrenwache.

Da sich der Himmel und unser Gemüt immer mehr erhellten, beschlossen wir aufzubrechen, um das 15 Kilometer entfernte Bellano zu erreichen. In bestem Humor trabten unsere Rösser dahin, als aber ein prachtvoller Garten sich an den andern schloss und die tiefsten Zypressen unser Auge erfreuten, hemmten wir den eilenden Lauf und genossen in beschaulicher Gemütlichkeit die prachtvolle Natur. Die im Bau begriffene Eisenbahnlinie Colico – Lecco bot viel Abwechslung, einen besonders schönen Anblick gewährte der durch zahllose Segelschiffe belebte Comer-See. Bald zeigten sich uns die mächtigen Häuser von Bellano.

Hier wartete unser eine grosse Enttäuschung. Schon als wir stolz in das Hotel di Roma einrücken wollten, witterten unsere Pferde Unrat und wollten nicht vorwärts. Unsere erste Frage war nach dem Stal-

le. Ein viereckiger Schopf mit Papierfenstern wurde als solcher bezeichnet. Nachdem ein dort mit einem Schafe in seliger Eintracht hausender Esel roh hinausgewiesen worden, brachte man die Pferde mit Mühe und Not unter. Nun erst unsere Zimmer! Ein solcher Geruch mag dem edlen Ritter, der Dornröslein erweckte, aus dem alten Gemach entgegen geströmt sein, und auch dieselbe Reinlichkeit mag er vorgefunden haben. Selbst das Wasser war schmutzig, überhaupt schienen die Räume nur von einer geringeren Art Sechsfüßlern bewohnt zu sein, das war klar, hier war unseres Bleibens nicht. Wir beschlossen also, die Pferde mit Andrea hier zu lassen und nach Bellagio hinüberzufahren, aber es raste der See, und uns sollte er nicht als Opfer haben. Die müden Pferde wieder aus dem quasi Stalle zu reissen, wäre herzlos gewesen, so einigten wir uns, eine Droschke italienischen Stiles zu requirieren und fuhren in holder Eintracht, zu drei auf einen Sitz gedrängt, nach Varenna, das ungefähr fünf Kilometer entfernt sein mag. Die Strasse führt durch lange Galerien, in denen konstant Wasser heruntertropfte, fortwährend musste der Wagen den zweirädrigen mit Maultieren bespannten Schuttkarren ausweichen, die man in Italien viel sieht.

Wo der Kellner die Damen mit Rosen überhäufte

Da die Lenker dieser Fahrzeuge immer schlafen und oft bis drei Tiere voreinander gespannt sind, erfordert es viel Kunst vorbeizukommen, auf unseren schmalen Strassen wäre es wohl ganz unmöglich. In Varenna angelangt wurden wir sehr gut aufgenommen. Schon der Duft einer Unmasse gelber Rosen, mit denen eine Terrasse gegen den See ganz überdeckt war, erweckte in uns eine glücklichere Stimmung. Als aber erst unser Magen aufs trefflichste befriedigt wurde und ein lieblicher Kellner unsere Dame mit Rosen überhäufte, beschlossen wir hier zu rasten und uns für erlittene Unbill zu entschädigen. Wir verlebten einen herrlichen italienischen Abend in der Rosenlaube, die Poesie des Augenblicks bemächtigte sich unserer sonst so prosaischen Gemüter so sehr, dass jedes zur Feder griff und seinen Gefühlen Worte verlieh, die zurückeilten in die Hände unserer Freunde etc. Nachdem wir noch der ewig schönen Natur einen Becher (Milch) geweiht, zogen wir uns in unsere Kammern zurück . . .»

Anderntags fuhr man mit einem Segelschiff nach Bellagio hinüber, um abends wieder nach Varenna zurückzukehren, da dieser Ort den Gefallen der Ortensteiner fand: «Der Himmel war womöglich noch blauer als tags zuvor, die Sterne von einer seltenen Klarheit. Der balsamische Rosenduft und ein guter Tropfen liessen alles feenhaft erscheinen.» Später ging's dann auf dem Pferderücken weiter über Lecco nach Bergamo, wo man von Verwandten empfangen wurde⁴: «Eben

zeigte der Kilometerstein die Zahl 'Zehn' bis Bergamo, da tauchte am Horizont ein schwarzer Zylinder und bald eine ganze Equipage auf. Es waren unsere Angehörigen, die uns entgegenfuhren. Nun folgte [eine] grossartige Begrüssung, und dann begab sich der Wagen wieder zurück, damit unser Einzug in Bergamo würdig vorbereitet wurde . . . Im Hofe eines hübschen alten Hauses glitt unsere Amazone in die liebenden Arme der Mutter.»

In Bergamo war ein längerer Aufenthalt vorgesehen, aber schon nach drei Tagen und nach reichlich getätigten Einkäufen («Unter anderem sandten wir auch einen Korb Zitronen, dem eine praktische Limonadenmaschine beigelegt wurde, als duftenden Gruss aus der Ferne in die Heimat. Billige Hosen, Seidenstoffe, Handschuhe, Frutti confitti und Strohhüte wurden eingekauft.») traten die Bündner den Heimweg an. Über Lecco – Erba – Como gelangte man nach Chiasso, «wo die Dogana nicht einmal so viel in [der] Kassa hatte, um unseren Garantieschein für die Pferde auszulösen.» Die Schweiz war erreicht, «dem Auge bot sich Interessantes dar, so das Städtchen Mendrisio mit seiner elektrischen Beleuchtung und einem schlechten Pflaster.»

Bald war Lugano erreicht: «Die Hitze wurde unerträglich, Pferd und Mensch standen im Begriffe sich aufzulösen.» Über den Monte Ceneri gelangte die Reisegesellschaft nach Bellinzona, wo noch ein kurzer Abstecher an den Lago Maggiore erfolgte. Aber dann ging's nordwärts, der Heimat entgegen: «Kaum hat man die Moesa kurz nach Bellinzona auf einer alten Brücke überschritten, öffnet sich nach rechts ein Seitental, an dessen Anfang der Grenzstein Graubündens steht. Wir waren also wieder auf engerem heimatlichem Boden, aber noch durch die Alpen von unseren Angehörigen getrennt. Bei seinem Beginn hat das Tal noch ziemlich italienischen Anstrich, je weiter man aber hinein kommt, je mehr nimmt es den Charakter unserer Bündnertäler an. Ausser für eine gute Landstrasse und die Moesa bietet die Talsohle wenig Platz. Trotzdem ist sie stark bevölkert, ein Dorf folgt dem andern, saubere kleine Ortschaften mit massiven Steinhäusern. Die Vegetation, die im unteren Teile noch an Italien erinnert, nimmt rasch ab und nähert sich der Alpenflora.

Eine seit ewiger Zeit halbfertige Kirche

Bei Soazza steigt die Strasse stark gegen Misox hinauf. Von hoher Felswand stürzt dort ein riesiger Bergbach hinunter ins Tal, indem er sich förmlich in Staub auflöst, und gewährt einen wirklich grossartigen Anblick. Weiter aufwärts sieht man die Ruinen einer grossen Burg, die einst das Tal förmlich abschloss; hier liegt die Ortschaft Misox. Wir langten dort ziemlich spät abends an. Die grossen Stallungen, in denen die ermüdeten Pferde Unterkunft fanden, erinnerten an die frü-

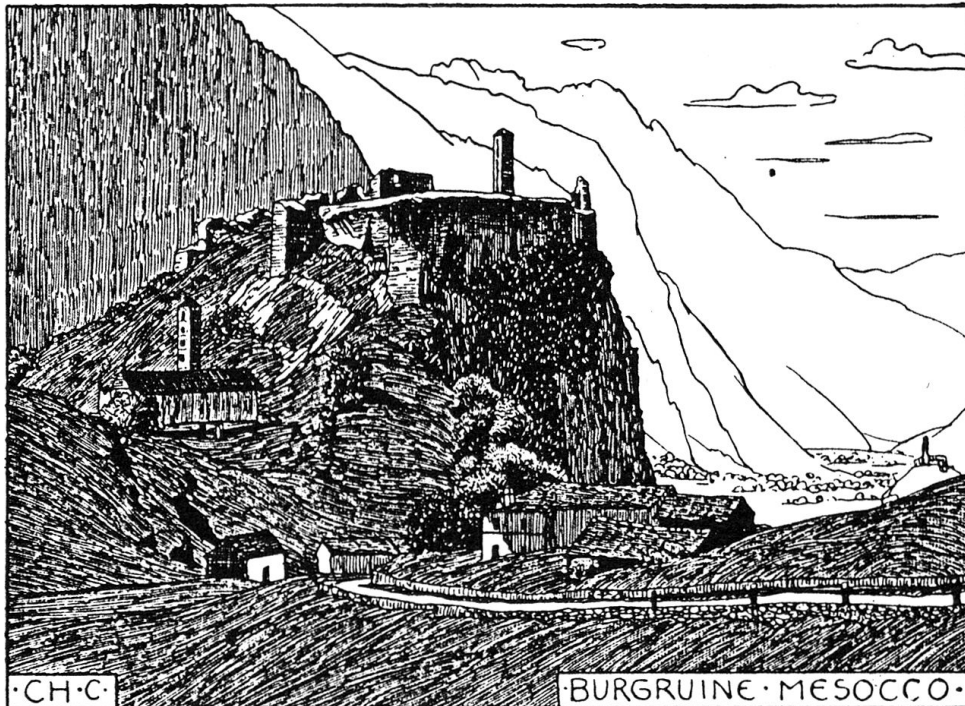


Abb. 4:
Burgruine
Mesocco.
Federzeichnung
von Christian
Conradin.

here Bedeutung der Bernhardinerstrasse. Seit Durchbohrung des Gott-hards wird die Route nur noch von der eidg. Post und einigen Salz-fuhrwerken benutzt.

Nach einer erquickenden Nachtruhe legten wir die 18 Kilometer bis Bernardino in beinahe 3 Stunden zurück. Der Tag war als eine Ruhepause vorausgesehen worden. Da die Strasse ununterbrochen stieg, so verdiente er wohl kaum diese Benennung. Die Pferde waren doch ziemlich angestrengt, vor dem Bernhardin bildet die Alpenland-schaft eine grössere Ebene, die von einigen Waldparzellen und Som-merhäusern bedeckt, sich weniger kahl ausnimmt als der steile Ab-hang. Der kleine Ort besteht aus einigen Hotels, einer seit ewiger Zeit halbfertigen Kirche und ein paar Ställen. Im Sommer ist der Ort seiner Heilquelle und der frischen Alpenluft wegen von Fremden frequen-tiert. Platz war für uns reichlich vorhanden und Mensch und Tier gut versorgt.

Der Nachmittag wurde zu Vorbereitungen auf den Bergüber-gang benutzt. Laut eingezogenen Erkundigungen war auf der Höhe noch über 4 Kilometer weit tiefer Schnee. Bei der warmen Witterung musste man sehr früh aufbrechen, um diese Strecke noch passieren zu können, bevor die Sonne den in der Nacht etwas gefrorenen Schnee erweicht hatte. Um 5 Uhr sollte geritten werden; es wurde ein Pferd re-quiriert, um den Wagen über den Schnee zu transportieren, ferner ein Mann als Hilfe bestellt. Die Hufe der Pferde wurden gehörig eingefet-

tet, der Wagen geschmiert und die Schnapsflaschen gefüllt. So vorbereitet benutzten wir den späteren Nachmittag zu einem Spaziergange und begaben uns dann zeitig zu Bette. Um 4 Uhr war Tagwache. Ein den Verhältnissen entsprechendes Frühstück bereitete uns auf die Strapazen vor. Gegen fünf Uhr endlich brach die kleine Karawane bei ziemlich empfindlicher Kälte auf. Schon nach kaum zwanzig Minuten waren wir in der Schneeregion; nur die Poststrasse war ganz frei. Da der Wagen natürlich viel langsamer fuhr als wir ritten, so mussten wir fortwährend unsere Tiere zurückhalten, oft sogar umkehren, was bei dem frischen Bergwind recht langweilig war, und so wurde weidlich auf die Zurückgebliebenen geschimpft. Immer höher stiegen wir, immer mehr Schnee türmte sich zu beiden Seiten auf, schon regte sich die Hoffnung, dass wir bis zum Hospiz im Sattel bleiben konnten, da plötzlich Halt! Zwei hohe Schneewände begrenzten die Strasse, dazwischen war ein Trupp Weger mit Schneeschaufeln an der Arbeit, ohne Übergang zeigte hier die Strasse meterhohen Schnee. Mit Mühe konnten wir noch einen der Weger erhalten, der ein Pferd führen sollte; der Wagen wurde auf einen am Wege liegenden Schlitten geladen, die Räder abgenommen, und zu oberst nahm unsere Donna Platz.

Hinunter zur Quelle des Hinterrheins

Zuerst ging die Sache ziemlich ordentlich, aber schon um einen etwas hohen Felsenvorsprung machte die Equipage bedenkliche Schwankungen, und unsere Gefährtin fand es geratener, selbst im Schnee zu waten. Das war nun allerdings ein zweifelhaftes Vergnügen, da man fortwährend einsank. Auch die Pferde hatten keinen rechten Stand; trotzdem war das Hospiz verhältnismässig rasch erreicht. Ein Tropfen guter Veltliner half hier für die Weiterreise. Zum Glücke waren die Hospiz-Bewohner im Besitze eines höchst intelligenten Schneepferdes. Dasselbe erschien angeschirrt auf der Freitreppe und spazierte sehr sicher dieselbe hinunter. Es wurde in einen niederen Schlitten gespannt, unsere Begleiterin daraufgesetzt und die zwei ihrem Schicksal überlassen. Nun ging's weiter.

Bereits strahlte die Sonne ziemliche Wärme aus. Jeder Zoll Weg musste erkämpft werden. Da lagen Mann und Pferd im Schnee, dort sank wieder ein Pferd ein, jetzt kam das Gepäck ins Schwanken, nur das Bergpferdchen zog seine Last in gleichem Schritt vorwärts, wenn es einsank, zog es in aller Gemütsruhe ein Bein nach dem andern heraus und tastete nach festem Stande.

Zu unserem Glücke war die Schneestrecke nur kurz, und bald kamen wir dem jenseitigen Weger zu Gesicht. Da wir noch teilweise die ungleich kürzere Winterstrasse benutzt, so kreuzten wir an einem Orte die bereits ausgeschaukelte Sommerroute, ohne auf sie gelangen

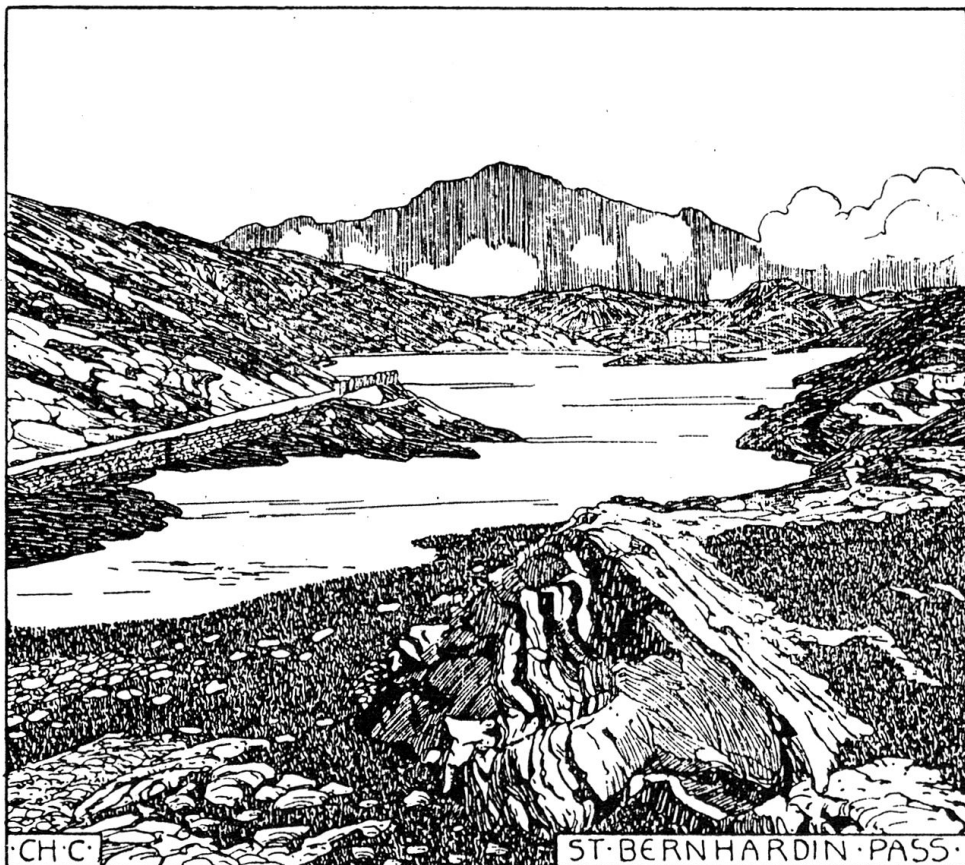


Abb. 5:
St. Bernhardin-
Pass.
Federzeichnung
von Christian
Conradin.

zu können. Kaum hatten unsere Pferde wieder festen Fuss gefasst, als wir auch sofort in den Sattel stiegen. Unsere Hilfsmannschaft wurde verabschiedet, und glücklich den Pass ohne Unfall überwunden zu haben, ritten wir hinunter gegen die Quelle des Rheins.

Das Tal und somit auch das höchste Dorf Hinterrhein waren bald erreicht, und nachdem wir dort uns und die Pferde etwas erfrischt hatten, trabten wir noch wohlgenut bis nach dem eine Stunde weit entfernten Splügen, allwo wir trotzdem es erst Mittag war unseren Tieren Ruhe bis zum andern Morgen gönnten. Wir selbst fühlten uns ungeachtet der anstrengenden Tour noch frisch genug einen Spaziergang gegen den Splügenberg zu unternehmen und uns abends gemütlich zu unterhalten.

Der letzte Reisetag brach an, langsam zogen sich Wolken am Himmel zusammen. Um 9 Uhr brachen wir auf, um bis Andeer zu reiten. Dort wurde das sogenannte Henkersmahl eingenommen, und dann gings durch die Viamala hinaus der Heimat entgegen. Bei Rodels schloss sich der Kreis unserer Reise zu einem harmonischen Ganzen, es tat uns leid, aus dieser Peripherie heraus in das Alltagsleben zurückzukehren.

Nach 17 Tagen ritten wir gesund und heiter wieder in den

Schlosshof ein, mit dem freudigen Bewusstsein die genussreichste und schönste Reise gemacht zu haben, in deren Erinnerung wir noch lange schwelgen werden. Kaum waren wir in den Mauern des alten Schlosses geborgen, als auch der Himmel den Regen spendete, den er, uns zu lieb, der Erde so lange versagt.»

- ¹ Peter Liver: Wolfgang von Juvalt 1838–1873. In: *Bündner Jahrbuch* 1976, S. 20–39.
- ² Giovanni Segantini, 1858 in Arco am Gardasee geboren, hatte 1886 Oberitalien verlassen und lebte dann während acht Jahren in Savognin. 1894 liess er sich in Maloja nieder, fünf Jahre später verstarb er auf dem Schafberg oberhalb von Pontresina.
- ³ Es dürfte sich dabei um das 1882–84 erbaute Hotel Maloja-Palace handeln.
- ⁴ Die Familie von Juvalt war mit einer in Bergamo ansässigen Familie Stampa verwandt. «Die hohen Aufwendungen, welche die Käufe, ganz besonders aber die Renovation und Ausstattung des Schlosses Ortenstein erforderten, konnten aus dem Ertrag des grossen Vermögens gedeckt werden, welches die Herren Stampa in Bergamo, Inhaber bedeutender Geschäftsunternehmungen (Bank-, Handels- und Grundstücksgeschäfte) hinterliessen.» (Peter Liver).

Anmerkungen

Kurt Wanner, Postfach 15, 7435 Splügen

Adresse des Autors